

# Von der Frage nach dem Grundwort

Autor(en): **Schobinger, Jean-Pierre**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **45 (1965-1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161724>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Von der Frage nach dem Grundwort

JEAN-PIERRE SCHOBINGER

*Die nachfolgenden Überlegungen wurden am 23. Januar 1965 als Antrittsvorlesung an der Universität Zürich vorgetragen*

«Von der Frage nach dem Grundwort» — dieser Titel weist auf ein Thema hin: *das Grundwort*; und indem er die Frage danach anzeigt, will er zu verstehen geben, daß das Befragte nicht in der selbstverständlichen Klarheit der Fraglosigkeit steht. Hier soll wieder einmal an die Fragwürdigkeit dieser Frage erinnert werden. Es geht uns also auch um ihre Aktualität. Die Absicht, dieselbe deutlich werden zu lassen, hat jedoch nur die Wahl des geistesgeschichtlichen Ereignisses beeinflußt, an dem wir unser Anliegen ausführen. Es selbst ist für seine Darstellung keineswegs an dieses Ereignis gebunden, da es einem zentralen Gedanken der Philosophie verpflichtet ist.

Unser Thema wollen wir in einer kritischen Betrachtung eines Aspektes des mit dem Namen Wissenschaft Benannten entfalten. Dabei werden sich Fragen melden, die in das Gebiet einer Philosophie der Wissenschaften fallen und die wir auf unserem Gang unbeantwortet stehen lassen werden. Die Themaentfaltung wird zur Klarlegung einiger Momente des Grundworthaften führen, unter denen sich dann auch die dem Menschen aufgebene Verantwortung des Fragens nach dem Grundwort finden wird, womit wir das uns hier gesteckte Ziel erreicht haben werden.

Einem bestimmten historischen Schema entsprechend wird unter die Bezeichnung *Neuzeit* eine Epoche subsumiert, die sich unter anderem durch einen ihr eigentümlichen Weltbezug des Menschen auszeichnet. Beeinflußt durch mannigfaltige Faktoren empfing dieser Weltbezug im 16. und 17. Jahrhundert seine noch heute maßgebende Prägung. Kennzeichnend für diese Periode des Umbruchs ist einmal der hohe Grad an Reflexionspräsenz: Es wird des Menschen Stellung im Weltgefüge neu bestimmt. Dann herrscht ein starkes Bedürfnis vor, die konstitutiven Momente dieser in wissenschaftlicher Hinsicht bald erfolgreichen neuen Weltsicht freizulegen. So lassen sich in dieser Phase der Bewußtwerdung Fragerichtungen feststellen und Problemkreise unterscheiden, von denen im folgenden einer losgelöst von seinem engeren geschichtlichen Ort beleuchtet wird.

Zu den Merkmalen dieser neuen Weltsicht gehört der Drang nach Universalität, der sich in der Idee einer Universalwissenschaft formelhaft verdichtet

hat. Die sich öffnende Sicht auf die Welt sollte wissenschaftlich sein, wobei das leitende Ideal von Wissenschaftlichkeit alle jene Eigenschaften in sich schloß, die der Mathematik ihre Sonderstellung im Gesamtgefüge der Wissensweisen verleihen.

Diese Idee einer Universalwissenschaft wurde bis heute — trotz dunklem Weltformelgemurmel — nicht verwirklicht. Denn weder konnte eine den mathematischen Ansprüchen genügende Universalsprache geschaffen werden, noch gelang es, eine überblickbare Anzahl von Prinzipien von solch grundlegender Tragfähigkeit zu finden, daß sich aus ihnen die einzelnen Wissenszweige mit der gewünschten Konsequenzstrenge ableiten ließen.

Daß aber die Idee als solche einer Universalwissenschaft immer noch ihre Ausstrahlungskraft besitzt, bezeugen die modernen Anstrengungen in Richtung einer Grundlagenwissenschaft, die das Ideal der mathematischen Wissenschaftlichkeit erfüllt und demzufolge den leibnizischen Namen einer *Mathesis universalis* erhalten hat. Zwar haben diese Bestrebungen zur Einsicht geführt, daß das auf dieser Grundlagenwissenschaft ruhende Wissensgebäude nur einen kleinen Teil des modernen Wissens aufzunehmen vermöchte. Des weiteren wurde auf eine strenge Weise bewiesen, daß einer umfassenden und durchgehenden Verwirklichung der methodischen Postulate, welche im mathematisch orientierten Ideal von Wissenschaftlichkeit enthalten sind, unüberwindliche Grenzen gezogen sind<sup>1</sup>.

Daß aber eine solche Grundlagenwissenschaft als *die* Philosophie hat propagiert werden können<sup>2</sup>, weist darauf hin, daß immer noch am Primat jenes Wissenschaftsideals festgehalten wird. Diese Grundhaltung spiegelt sich ebenfalls im Führungsanspruch der sogenannten exakten Wissenschaften wider, das heißt jener Wissenschaften, die gewissermaßen durch die Schule der Mathematik gegangen sind.

An der Rechtmäßigkeit des Anspruches einiger wissenschaftlicher Disziplinen auf exemplarische Exaktheit kann nicht gezweifelt werden, denn sie bestimmt in einem entscheidenden Maße deren erstaunliche Erfolge. Andererseits haben diese weltumwäzenden Resultate eine umsichgreifende Anerkennung der Exaktheit als Kriterium für den Fortschrittserfolg der verschiedenen Wissensformen zur Folge, womit — wenn auch nicht immer explizit — ein Wertmaßstab statuiert wird. Welches Ideal an Exaktheit einer solchen Rede vorschwebt, läßt sich — *via negationis* — am Beispiel des von den Grundlagenforschern ausdrücklich abgelehnten Bildes von Philosophie verdeutlichen.

Denn diese Philosophie entspricht in keiner Weise dem erwähnten Wissenschaftsideal, obwohl sie sich selbst als *Scientia omnium rerum* versteht: Weder gelangt sie zu allgemein anerkannten Aussagen, von Nachprüfbarkeit kann überhaupt nicht die Rede sein, noch unternehmen ihre Vertreter den geringsten Versuch, eine eindeutige, die Zustimmung aller besitzende Terminologie zu entwickeln. Vielmehr bleibt sie im sekulären Chaos der Sophistereien und

Logomachien stecken und scheint auf irgendwelchen Fortschritt zu verzichten. Dieser Vorwurf, in unserem Jahrhundert erneuert, dürfte der Philosophie unter den verschiedensten Aspekten seit Anbeginn anhaften. Er mündet meistens in eine Klage über unzureichende Bedeutungsbestimmtheit der philosophischen Hauptbegriffe und über die in formaler Hinsicht unzulässige oder mangelhafte Beweisführung.

Vom Ideal der exakten Wissenschaften her gesehen, wird dieser Vorwurf gegenüber einem weiten Feld der philosophischen Tradition zu Recht erhoben. Des weiteren müßte ein Infragestellen der *grundsätzlichen* Berechtigung solcher Klagen als exoterischer Rechtfertigungsversuch gedeutet werden, der zutiefst unphilosophischer Natur wäre. Dies nicht etwa wegen der Mißachtung eines Autonomieanspruches der Philosophie oder der Verletzung eines überspitzten Eigenstolzes, sondern einfach deshalb, weil es zum ursprünglichsten Anliegen des Philosophierens selbst gehört, sich im Vollzug auf mannigfaltige Weise selbst in Frage zu stellen. Hiezu gehört auch — wie die Geschichte der Philosophie zeigt — die immer neu anzusetzende Überprüfung ihrer eigenen Grundlagen, und zwar geschieht dies aus einer Notwendigkeit heraus, die — wie wir noch zeigen werden — in der Philosophie genannten Sache selbst liegt.

Etwas anderes ist es, den Rechtsgrund eines Führungsanspruches, der zum Anlaß eines solchen Vorwurfes genommen wird, einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Dies soll im folgenden kurz geschehen. Unsere Kritik enthält nichts Neues, sondern wiederholt auf eigene Weise die schon von Aristoteles gemachte Feststellung, daß es keine voraussetzungslose Wissenschaft geben kann. Allerdings knüpfen wir weder beim Stagiriten an noch bei den letzten Anstrengungen der erwähnten Grundlagenforscher, die schon zur Genüge diskutiert werden, sondern wollen die Gelegenheit benützen, auf ein wenig bekanntes Unterfangen hinzuweisen, das als wichtiger Beitrag zur Verwirklichung der Idee einer Universalwissenschaft gelten kann. Zu diesem Zweck wenden wir uns wieder den Anfängen der Neuzeit zu.

Mit dem Durchbruch der neuen Weltsicht erfolgte eine sachbedingte Umdeutung des überlieferten Begriffsmaterials. Die damit verbundene Auflösung der tradierten Lehrmeinungen wurde durch eine Aufwertung der Vulgärsprachen gefördert, welche das als Gelehrtensprache fungierende Latein allmählich zu verdrängen vermochten. Zum Ursprung dieses Prozesses gehört der Verzicht, den sich aus dem Funktionswechsel der überlieferten Termini ergebenden Widerstreit zwischen alter und neuer Bedeutung auszutragen. Nach außen hin führte er zum Verlust des bis anhin universal, das heißt abendländisch, gültigen Mittels der Verständigung. Bald stellte sich deshalb das Bedürfnis nach einer, der jungen Wissenssituation gerechtwerdenden Gelehrtensprache ein. Es wurde eine Universalssprache gefordert, die der leitenden Idee einer Universalwissenschaft ihre Dienste zur Verfügung zu stellen vermöchte und das neue Wissenslicht über die lokalsprachlichen Schranken hinaus auszubreiten im-

stande wäre. Diesem Rufe folgend entstanden — hauptsächlich im englischen Sprachraum — um die Mitte des 17. Jahrhunderts grundlegende Studien zu einer solchen Universalsprache, die an schon vorhandenen Ansätzen anknüpfend diese als Kunstsprache, das heißt als reine Zeichensprache und nicht als Sprechsprache, konzipierten<sup>3</sup>.

Jeder derartige Plan leitet seine Berechtigung von der geläufigen Unterscheidung zwischen Wortgehalt und Wortgestalt ab. Dabei wird die Meinung vertreten, daß die einzelne Wortbedeutung als innere Vorstellung oder als Denkinhalt bei allen Menschen dieselbe sei, während der Wortlaut oder das ihm entsprechende Schriftbild eine konventionsgebundene Variabilität aufweise. Nach diesem einfachen Sprachschema bedarf es zur Schaffung einer Kunstsprache nur der enzyklopädischen Erfassung der Bedeutungen und der geschickten Wahl eines geeigneten Zeichensystems. Zu beiden finden sich in den erwähnten Studien Ansätze, ohne daß diese Bemühungen bis heute zu einem anwendbaren Resultat geführt hätten.

Von den verschiedenen, keineswegs durchgängig offenkundigen Gründen, die für ihr Scheitern verantwortlich gemacht werden können, sei hier nur ein einziger erwähnt. Er findet sich als eine der Voraussetzungen der Universalsprache genannt, in deren Erfüllung man einen wichtigen Vorzug der Kunstsprache gegenüber den Umgangssprachen sah. Wir meinen die These von der Möglichkeit einer *eindeutigen* Zuordnung von Zeichen und Bedeutung. Diese Forderung nach Eindeutigkeit des Zeichenmaterials, die wir im folgenden die Eindeutigkeitsthese nennen werden, ergibt sich aus dem mathematischen Ideal der Beweisstrenge, da dieses mit mehrdeutigen Ausdrücken nicht erreicht werden kann. Sie ist ein wichtiger Satz der Theorie der wissenschaftlichen Methode, die in unserem Jahrhundert eine bewunderungswürdige Vollkommenheit erreicht hat und in der die Voraussetzungen aufgezählt werden, die zur Gewinnung der sogenannten Erkenntnisgewißheit in einem exakt wissenschaftlichen Sinne einzuhalten sind.

Diese Theorie ist eine systematische Auslegung des neuzeitlichen Wissenschaftsideals in methodischer Hinsicht. Deshalb wurden auch in allen Bereichen des menschlichen Weltbezuges, wo ihre Vorschriften erfolgreich haben befolgt werden können, Kunstsprachen entwickelt, so daß heute der Begriff der exakten Wissenschaft das Vorhandensein irgend einer Form von Kunstsprache impliziert. Nun muß festgestellt werden, daß sich bestimmte wissenschaftliche Tätigkeitsfelder zur Schaffung einer Kunstsprache eignen, während sich in anderen Bereichen nicht einmal das Bedürfnis darnach zu melden scheint. Den Gründen hiefür — die keineswegs den Reflex irgend einer Abneigung sein müssen — braucht hier nicht im einzelnen nachgegangen zu werden, so bedeutsam ihre Kenntnis für die Klarlegung des mit dem Wissenschaftsbegriff *eigentlich* Bezeichneten auch sein möge. Der Hinweis bestätigt bloß die schon von den Grundlagenforschern gemachte und von uns vorhin erwähnte Be-

merkung, daß eine konsequente Befolgung der modernen Theorie der wissenschaftlichen Methode zu einer starken Reduktion des als wissenschaftlich qualifizierbaren Wissens führen müßte.

Auch wollen wir nicht unser nächstliegendes Ziel aus dem Blick verlieren, das durch die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Anspruches der exakten Wissenschaften auf vorbildhafte Wissenschaftlichkeit bestimmt ist. Unsere bisherigen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß zum Begriff der Exaktheit die strenge Befolgung der Eindeutigkeitsthese gehört sowie die nahe Verwandtschaft zum Begriff der Gewißheit, der seinerseits für die in diesem menschlichen Bereich leitende Vorstellung von Wahrheit maßgebend ist. Wahr ist das, was gewiß ist, und gewiß ist solches, das das methodische Prädikat der Exaktheit verdient. *In dieser Auffassung von Wahrheit gründet letztinstanzlich ein Führungsanspruch der exakten Wissenschaften.*

Zwar steht diese Wahrheit auch für die reale Faktizität des «So ist es tatsächlich»; ihre eigentliche Stütze findet sie aber in dem, was man methodisch begründete Gewißheit nennt. Seit langem wurde erkannt, daß ein gewichtiges Moment dieser Gewißheit die Forderung nach immanenter Letztbegründung, das heißt nach Voraussetzungslosigkeit ist, womit allerdings nur auf die mit diesem Begriff von Gewißheit verknüpfte vage Vorstellung von Autonomie hingewiesen wird.

Doch der Hinweis verdient unsere Beachtung, denn er besagt, daß der vorhin entwickelte Begriff von wissenschaftlicher Wahrheit eigentlich Autonomie meint, und zwar wenigstens Autonomie in methodischer Hinsicht — ob mehr, bleibe jetzt dahingestellt. Mag eine entsprechende Autonomiebehauptung in den exakten Wissenschaften, beziehungsweise von ihren Vertretern, auch nicht formell aufgestellt worden sein, so ist sie doch eine notwendige Konsequenz ihrer Gewißheitsanforderung, von der sich der Anspruch auf wissenschaftliche Vorbildlichkeit ableiten läßt.

Zu den verschiedenen Möglichkeiten, die Unhaltbarkeit *dieser* Autonomiebehauptung darzutun, gehört auch die Eindeutigkeitsthese, die besagt, daß nur Zeichen mit unmißverständlichen Bedeutungsfunktionen verwendet werden dürfen, das heißt also solche Zeichen, deren Bedeutung klar und auf eine verbindliche Weise umschrieben worden sind. Wie sogleich einleuchtet, ist es jedoch nicht möglich, *alle* Zeichen eines Systems im Rahmen desselben Systems zu definieren — dies fordert jedoch unter anderem die Autonomiebehauptung —, weshalb in einer wissenschaftlichen Disziplin immer Zeichen oder Ausdrücke auftreten werden, die entweder in einem anderen System definiert worden sind oder umgangssprachliche Unschärfe aufweisen. Faßt man die Gesamtheit aller verwendeten, beziehungsweise verwendbaren Zeichen selbst als System auf, dann wird die Unmöglichkeit einer durchgängigen Befolgung der Eindeutigkeitsthese vollends einsichtig. Man kann nicht *alle* Wörter in einer, die geforderte methodische Strenge befriedigenden Weise definieren.

Diese Feststellung ist nicht neu, vielmehr hat sie in den letzten Jahrzehnten, besonders im Zusammenhang mit der etwas aufgebauchten Grundlagenkrise der Mathematik, Anlaß gegeben zu Reflexionen über den Ursprung der die Mathematik auszeichnende Gewißheit. Diese Überlegungen haben zu Erkenntnissen geführt, welche als eine bedeutsame Vertiefung des Wesens des Mathematischen schlechthin zu bewerten sind, ohne daß eine Begründung der Autonomie der Mathematik gelungen wäre.

Trotz der Selbstverständlichkeit der Bemerkung, daß man nicht alle Wörter definieren kann, seien einige Konsequenzen angeführt, die sich daraus ergeben: Einmal ist eine Universalsprache, welche der erwähnten Konzeption entsprechend notwendige Voraussetzung für eine Universalwissenschaft ist, prinzipiell unmöglich. Dann erweist sich jenes Wissenschaftsideal im Grunde unhaltbar, das vom Begriff der methodisch fundierten Gewißheit getragen ist und die Forderung nach strenger Exaktheit enthält. Gilt aber, einer geläufigen Vorstellung entsprechend, diese Idee von Wissenschaftlichkeit als das Wahrzeichen jener Epoche, die man Neuzeit nennt, dann löst sich auch der Gehalt dieses Namens auf, und es läßt sich das Dictum prägen von der Neuzeit, die noch nicht begonnen hat.

Die Zeit, in der wir leben, und die Wissenschaften, die wir treiben, scheinen ihrem tieferen Wesen nach nicht jenem Bild zu entsprechen, dem man gemeinhin den Namen Neuzeit gibt. Und der besondere Weltbezug, der ein Charakteristikum dieser Neuzeit sein soll, läßt sich in seiner eigentlichen, das heißt wahren Gestalt offenbar nicht durch eine Betrachtung der sogenannten exakten Wissenschaften hinreichend erfassen. Andererseits wäre es abwegig, die dominierende und allseits anerkannte Rolle dieser Wissenschaften im Alltag des neuzeitlichen Menschen sowie ihren direkten Einfluß auf das menschliche Tun und ihre indirekte Ausstrahlung als Norm nicht in vollem Umfang anzuerkennen. Diese beachtenswerte Dominanz einerseits, die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit einer für den Autonomieanspruch unerläßlichen immanenten Letztbegründung andererseits legen jedoch die Vermutung nahe, daß die exakten Wissenschaften selbst Symptome, Ausflüsse oder Konsequenzen von etwas sind, das ihnen zu Grunde liegt, und das sie — ohne Absicht — verbergen. Darin lag der Sinn unseres Dictums: Mit dem Hinweis auf die exakten Wissenschaften wird die eigentliche Wurzel der Neuzeitlichkeit unserer Epoche nicht freigelegt, obwohl diese auch die verschiedenen Wissenschaftsformen zu nähren scheint. Daß wir dabei den Begriff der Neuzeit in einem vielleicht unzulänglichen Maße eingeschränkt haben, beeinträchtigt — wie wir sogleich ausführen werden — die Tragweite dieser Feststellung nicht.

Denn es liegt nicht in unserer Absicht, diese Wurzel zu bergen. Sondern uns genügt der Nachweis eines verborgenen Wesenskernes der sogenannten Neuzeit, von dem die einzelnen Wissenschaften dann Kunde zu geben vermögen, wenn man bereit ist, die Relativität ihrer Selbständigkeit anzunehmen,

das heißt wenn man bereit ist, ein festgefügtes Wissen auf eine grundsätzliche Weise in Frage zu stellen, und zwar nicht in seinem effektiven Gehalt, sondern in seinem eigentlichen Bestand.

Nur um diese Bereitschaft *selbst* geht es uns, weil allein aus ihr heraus ein Zugang zum Sinn der Frage nach dem Grundwort gefunden werden kann. Obgleich sich diese Frage ebenfalls als Folge einer persönlichen Erfahrung einstellen kann, die das Wissenschaftliche nicht berührt, schien uns der Weg zu ihr über eine keineswegs umfassend sein wollende Kritik des Begriffs der exakten Wissenschaften zeitgemäß zu sein. Wird sie heute doch gedämpft und verdrängt besonders durch das rege wissenschaftliche Treiben, dessen berechtigter Ansporn faszinierende Erfolge sind, und durch einen weltweiten Fortschrittsoptimismus, dessen Ausstrahlungskraft sich in der vielfältigen wirtschaftlichen Aktivität widerspiegelt.

Die sich meldende Frage ist zwar aus dem Gang unserer Ausführungen heraus noch an den gewählten Beispielbereich gebunden und präsentiert sich als eine die Wissenschaften oder den Begriff der Neuzeit betreffende Sonderfrage. Ihrer Intention nach ist sie aber von grundsätzlicher Bedeutung. Dies gilt es nun darzutun, womit wir, anknüpfend an unsere bisherigen Ausführungen, zur eigentlichen Entfaltung der Frage nach dem Grundwort übergehen.

Jede wissenschaftliche Disziplin hat einen ihr eigenen Gegenstand, der wenigstens *einen* Namen hat. Die Bedeutungsfülle dieses Namens in *wissenschaftlicher Hinsicht* deckt sich mit dem jeweiligen Stand des Wissensumfanges der entsprechenden Wissenschaft. Diese Festlegung dessen, was unter einem wissenschaftlichen Gegenstand zu verstehen ist, enthält jedoch noch keine Definition des Gegenstandes selbst einer wissenschaftlichen Forschungsrichtung. Eine solche läßt sich im Sinne der genannten Eindeutigkeitsthese aber auch gar nicht geben, es sei denn, die wissenschaftlichen Äußerungsmöglichkeiten über diesen Gegenstand hätten sich erschöpft. Denn gerade in der prinzipiellen Unmöglichkeit, den Gegenstand einer Einzelwissenschaft auf eine methodisch hinreichende Weise zu definieren, gründet die Offenheit der wissenschaftlichen Forschung. Und die vorhin an Hand der Eindeutigkeitsthese nachgewiesene Unfähigkeit der exakten Wissenschaften zu einer Selbstfundierung findet ihre tiefere Begründung in jener Bedeutungsstruktur der wissenschaftlichen Grundgegenstände, die einerseits die Entwicklung und damit das Leben der Wissenschaften ermöglicht, andererseits das unüberwindbare Hindernis für die Realisierung des Projektes einer Universalsprache darstellt.

Diese Grundgegenstände werden durch *Grundworte* bezeichnet, so daß die Wissenschaften als eine bestimmte, jedoch keineswegs einzigmögliche Weise des Menschen verstanden werden können, gewisse Grundworte an- und auszusprechen. Und die in der Neuzeit vorherrschende exakt-wissenschaftliche Begegnungsart des Menschen mit dem im Grundwort Angezeigten wird zu einem Merkmal unserer Epoche. Dies war der Sinn der zu Beginn gemachten



Feststellung, daß sich die Neuzeit genannte Periode durch einen *besonderen* menschlichen Weltbezug auszeichne.

Und so wie sich die Frage nach dem Wesen der modernen Wissenschaften in die Frage wandelt nach der besonderen Weise, in der sich die Grundworte dem wissenschaftlich Tätigen melden, so verschärft sich die Frage nach dem Wesen der Neuzeit zur Frage nach den in dieser Zeit vorherrschenden Grundworten. Dabei handelt es sich immer noch um spezifische Frageweisen nach bestimmten Grundworten, wovon wenigstens die zweite Fragewendung in den Bereich der Geschichtswissenschaften fallen dürfte.

Die Frage nach dem Grundworthaften, worunter wir die Frage nach dem Grundwort selbst verstehen, kann hingegen nicht das Arbeitsfeld einer wissenschaftlichen Disziplin bestimmen, welche sich in methodischer und thematischer Hinsicht als Explikation der Bedeutungsmanigfaltigkeit *eines* Grundwortes versteht, also auch nicht der historischen Wissenschaften. Des weiteren setzt diese Frage die Möglichkeit einer Besinnung auf das Wesen der eigenen Grundlagen voraus, die den exakten Wissenschaften wegen ihres Gewißheitsanspruches abgeht. Dies haben wir ausgeführt. Es ließe sich aber auch zeigen, daß die anderen Einzelwissenschaften im Bereich ihres gegenstandsbedingten Untersuchungsfeldes den hierzu erforderlichen archimedischen Punkt nicht besitzen. Abgesehen von den Kunstgattungen, in denen — in einem übertragenen Sinne — die Frage nach dem Grundworthaften jeweils im schöpferischen Akt ihre konkrete Antwort finden kann, ist diese Frage allein in der Philosophie zu Hause, weshalb die Philosophie dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend auch keine Wissenschaft ist, es sei denn eben *omnium rerum*.

Wie die Wissenschaften, so haben auch die Grundworte ihre Geschichte. Mit dieser Bemerkung verlassen wir das eigentliche Feld der Wissenschaften, das uns zur Entfaltung der Frage nach dem Grundwort gedient hat, um uns zum Schluß wenigstens andeutungsweise noch der Frage nach dem Grundworthaften zuzuwenden.

Fast jedes Wort erfährt einen lexikalisch erfaßbaren Bedeutungswandel. Neben diesem klaren Aspekt der Wortgeschichte lassen sich noch leichte Bedeutungsschwankungen feststellen, die lexikalisch kaum registrierbar sind, die aber, falls sie bei den Grundworten stattfinden, von historischer Tragweite sein können. Zwei Beispiele mögen das hier Gemeinte erläutern: So umgreift das Wort *Natur* im Munde eines Kernphysikers ein anderes Bedeutungsfeld als dasjenige, das es in Newtons *Principia mathematica* einnimmt. Oder wie ließe sich die Änderung lexikalisch fassen, die das Wort *Bildung* in den letzten Jahrzehnten erfahren hat? Und trotzdem spiegeln gerade diese leisen Bedeutungsverschiebungen eine Wandlung dessen wider, was man den Zeitgeist zu nennen pflegt, weshalb zutreffend dieses Schwanken der Grundwortbedeutungen der *Atem der Geschichte* genannt worden ist<sup>4</sup>.

Damit jedoch Worte eine geschichtsbestimmende Ausstrahlung gewinnen

können, bedarf es des Menschen, der sie auf eine solche Weise ausspricht, daß dabei seine eigene Existenz mitausgelegt wird. Diesen geschichtsgründenden Bezug zum Menschen besitzen nur die Grundworte. Sie melden sich dann — wie Martin Heidegger einmal bemerkt hat —, «wenn menschliches Dasein geschichtlich wird, das heißt wenn es sich dem Seienden als solchem zur Auseinandersetzung stellt, um inmitten desselben Stand zu gewinnen und diesen Standort maßgebend zu gründen<sup>5</sup>».

Es sind *Grund*-Worte, weil mit und an ihnen der Mensch sich der Weise, in der Welt zu sein und Welt zu haben, bewußt zu werden vermag. Und diese Weise zeichnet die Geschichte, insofern sie die wechselnde Art anzeigt, wie der Mensch das von den Grundworten Genannte angeht, und das wiedergibt, was ihm von deren Bedeutungsgehalt begegnet. Andererseits erfolgt das Wachsen und die Wandlung des menschlichen Selbstverständnisses als einer bestimmten Weise des In-der-Welt-Seins in eins mit der deutenden Klärung dessen, was die Grundworte zu vernehmen geben.

Als eine solche Deutung können alle Einzelwissenschaften verstanden werden, wodurch sie zu Weisen des Menschen werden, sich in der Welt zu wissen. Deshalb galten sie zu Beginn der Neuzeit auch bewußt als neue Sichten des das menschliche Dasein kennzeichnenden Bezogenseins auf anderes. Trotz der tiefgreifenden Wandlung, welche die Wissenschaften durch ihre Gegenstandsdifferenzierung seither erfahren haben, sind sie auch heute noch in einer echten Weise Ausdruck einer bestimmten Form des menschlichen In-der-Welt-Seins. Davon geben sie kund durch ihre Eigengesetzlichkeit und ihr Eigenleben, das sogar eine Autonomie vorzutäuschen vermag, durch das sachbedingte Teamwork, in das der einzelne Wissenschaftler aufgeht, so wie eine mehr oder weniger energiepralle Zelle in einem Organismus, und durch manche andere Merkmale.

So geben sie kund von einem wachsenden Verlust des Bewußtseins der individuellen Mitverantwortung an der Gestaltung der Weise des In-der-Welt-Seins, vom Abflauen des das Dasein auf eine ursprüngliche Weise bestimmenden Dranges nach Weltgestaltung und demzufolge auch nach Selbstformung. Und durch ihre schicksalshafte Tendenz zum Spezialistentum weisen sie auf die verstärkte Abnahme der individuellen Fähigkeiten zu Begegnungen mit den Grundworten.

Dieser Entwicklung entspricht in letzter Hinsicht eine Wandlung des mit dem Grundwort *Mensch* Angezeigten, welche die philosophische Reflektion — die ja auf Grundworte gerichtet ist — seit geraumer Zeit in steigendem Maße beschäftigt, und zwar solcherart, daß das Grundwort Mensch in seiner ganzen Breite und Tiefe zum zentralen philosophischen Thema unserer Zeit geworden ist.

Zu den bis heute diesbezüglich gewonnenen Einsichten gehört auch die Deutung des menschlichen Daseins als eines sprachbedingten Seins und die

Erkenntnis, daß in der Sprache die dem Menschen wesenseigene Möglichkeit der Wesenserfüllung liegt. Aus dieser Einsicht stammen unsere Ausführungen über die geschichtsgründende Kraft der Grundworte; das Grundworfhafte an sich haben sie aber noch nicht frei ans Licht treten lassen. Denn auf diesem von uns hier skizzierten Verständnis des Grundwortes lastet der Verdacht, noch irgendwie jenem Wissenschaftsideal verpflichtet zu sein, das es gerade zu überwinden gilt, soll das Grundworfhafte sichtbar werden.

Die Bereitschaft zur Frage nach dem Grundwort ist nur eine notwendige Voraussetzung hiezu. Erst in der eigentlichen Begegnung mit dem Grundwort, die einer Erfahrung entspricht, dürfte sich das Grundworfhafte selbst melden. Als die Geschichte von solchem Ringen um grundworfhafte Erfahrungen bietet sich uns die abendländische Philosophie an. Im Lichte dieser Frage nach dem Grundworfhaften stehend erscheint sie der zeitlichen Wertgebundenheit enthoben, weshalb sie in ihrem Wesen gleicherweise anhand eines antiken, mittelalterlichen oder neuzeitlichen Zeugnisses erfahren werden kann. Ihre Geschichtlichkeit gewinnt sie durch das jeweils befragte Grundwort. Da es aber primär um die Bereitschaft zur Frage nach dem Grundwort geht, gehört es zur Aufgabe des Philosophierenden, den Sinn dieser Frage lebendig zu halten.

<sup>1</sup> Vgl. K. Gödel: Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I; Monatshefte für Mathematik und Physik, 38. Band, S. 173—198, Leipzig 1931. <sup>2</sup> Vgl. H. Scholz: Was ist Philosophie? Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 33 (1939/40), S. 1—55. <sup>3</sup> Vgl. P. Rossi: Clavis universalis. Milano-Napoli 1960, S. 201. <sup>4</sup> Martin Heidegger: Nietzsche I, S. 169, Pfullingen 1961. <sup>5</sup> Ibid., S. 168.

## Das Wort und der Begriff «Klassizismus» in der Literaturgeschichte

RENÉ WELLEK

Heute erscheint es fast unmöglich, über die englische Literatur des 18. Jahrhunderts zu schreiben, ohne das Wort «Klassizismus» oder vielleicht noch häufiger «Neoklassizismus» zu verwenden. Es gibt Bücher mit Titeln wie *The Course of English Classicism*, Artikel mit Überschriften wie «The Tendency toward Platonism in Neo-Classical Esthetics» oder «The Distrust of Imagina-